

Aus der Universitäts-Nervenlinik Würzburg
(Direktor: Prof. Dr. JÜRGEN ZUTT).

Über Wahnbildung ohne Ichbeziehung.

Von

HANS SATTES.

(Eingegangen am 22. April 1948.)

Von den Anfängen psychiatrischer Forschung bis heute stellt der Wahn ein Problem dar, das wie kaum ein zweites einen Gegenstand von Betrachtungen, Erklärungen und Bestimmungen bildet, die oft unvereinbar erscheinen. Die Wahnkrankheit soll im schizophrenen oder manisch-depressiven Formenkreis aufgehen, an ihr erhebt sich die Frage, ob Entwicklung oder Prozeß, sie gibt bei der Erörterung ihrer Genese das Feld ab für weitgehende psychologische Erklärungsversuche und allenthalben glaubt man auf die gefährlichen „Übergänge“ zu stoßen, die JASPERS so bedenklich beurteilt. Wenn zu den Beiträgen zum Wahnproblem, die in ihrer Fülle kaum übersehbar sind, ein neuer gebracht werden darf, dann deswegen, weil an ihm auf einen nur wenig gewürdigten Umstand hingewiesen werden soll. Es ist dies die Vernachlässigung, die solche Fälle von Wahnkrankheiten betrifft, in deren Mittelpunkt nicht das Ich steht und die Berechtigung einer entsprechenden Mitteilung dürfte um so mehr bestehen, als beim Studium der einschlägigen Literatur kein Fall gefunden wurde, der unter diesem Gesichtspunkt bearbeitet worden wäre. Die wenigen Hinweise auf nichtegozentrische Wahngedanken (GRUHLE, KOLLE, G. SCHMIDT) betreffen zudem nur solche, die sich als nebensächliche Einsprengsel in durchaus egozentrischen Wahngebilden befinden.

GRUHLE hält es für eine schwer zu beantwortende Frage, warum die alten Autoren zu der einseitigen Hervorhebung des egozentrischen Wahnes kamen. Vielleicht erklärt es nur die so ungleich größere Verbreitung dieser Wahnbildung, wenn in einer Zeit, in der es die psychiatrische Forschung erst mit einer großen Sichtung und Klassifizierung zu tun hatte, die seltene und eindrucksmäßig zurücktretende nicht-egozentrische Wahnidee nur wenig Beachtung fand. Dann aber war es sicher jene Richtung, die von GRIESINGER bis heute kontinuierlich fortbestehend den Wahn aus den Affekten ableitet und so das Ich in den Mittelpunkt setzt. Unter Wahnsinn versteht GRIESINGER „Exaltationszustände“, deren Charakter in affirmativen, expansiven Affekten mit anhaltender Selbstüberschätzung und daraus hervorgehenden ausschweifenden fixeren Wahnvorstellungen besteht und weiter lehrt

er, daß Wahnvorstellungen immer aus Schwermut oder Manie hervorgehen und sich stets auf die eigene Persönlichkeit des Kranken, auf seine Stellung zur Welt oder zum Göttlichen beziehen. Man stößt bei der Entwicklung der Paranoialehre schon 1865 auf SNELL, der Verfolgungs- und Überschätzungsideen als das wichtigste Symptom bei der „Monomanie“ bezeichnet, da sie in keinem Falle ganz fehlten und diese beiden Ideen, Verfolgung und Überschätzung, spielen bis heute eine so beherrschende Rolle, daß ohne ihr Vorliegen eine Paranoia eigentlich gar nicht diagnostiziert wird. Auch die Fälle, die SANDER als typisch für seine „originäre Verrücktheit“ beschrieb, sind egozentrischer Art. Wenn wie er, auch WESTPHAL von der affektiven Wahn-genese abrückt und eine Störung des Vorstellens und damit der Verstandestätigkeit betont, so kann man sich auch bei ihm keine anderen als egozentrische Wahnbildungen vorstellen, wenn sie einmal nur aus Hypochondrie, Verfolgungs- später Größenwahn, Halluzinationen oder der „originären Verrücktheit“ SANDERS entstehen. Ein unterdrücktes oder gehobenes Ich charakterisiert auch nach SCHÜLE die Paranoia vom psychologischen Standpunkt aus und JASTROWITZ führt auf einen expansiven Affekt und fixierte Verfolgungsideen die Umwandlung der Persönlichkeit zurück. Natürlich ist auch im „Beziehungswahn“ KRAEPELINS der Kranke Mittelpunkt seiner Umgebung, die sich in mannigfachster Weise mit ihm und seinem Schicksal beschäftigt und kein anderer als Verfolgungs- oder Größenwahn kann daraus resultieren. Diese beiden Hauptrichtungen, die sich der klinischen Beobachtung immer wieder anboten, wurden zu der paranoischen Wahnrichtung überhaupt und die Erklärung ihres Auftretens bildeten den Gegenstand großer Forscherarbeit (WERNICKE, SCHÜLE, GRIESINGER, MAGNAN, KRAEPELIN, BRESLER, KRAFFT-EBING, JOLLY, SOMMER). Doch erst NEISSER nannte „die krankhafte Eigenbeziehung“ das Kardinalsymptom der Paranoia und setzte damit die Ichbezüglichkeit auch formal in die beherrschende Stellung ein, die ihr vorher praktisch schon zuerkannt worden war. Der „Beachtungswahn“ (MEYNERT) und der „Beziehungswahn“ (HITZIG) geben schon durch die Art ihres Namens Zeugnis davon ab. Ob den Wahn als Störung des Intellektes (GRIESINGER, MENDEL, KRAEPELIN, SCHÜLE, MOELI, KIRCHHOFF, WESTPHAL) oder des Gefühles (HITZIG, SNELL, SANDER, WERNICKE u. a.) ansehend, war man sich doch in seiner Ichbezüglichkeit einig, für die dann auch aus allen Richtungen kommende Erklärungen gesucht und gefunden wurden. Auch WERNICKES „überwertige Idee“ blieb bei ihrer affektiven Genese rein ich-bezogen und ein Vertreter jener Richtung, die mit MEYNERT, WERNICKE, HITZIG, BRESLER die Anschauung einer anatomischen Grundlage des Wahnes hatten, SANDBERG, faßt zusammen, „daß alle Wahnideen sich schließlich auf das

eigene Ich bezögen und daß in dieser Hinsicht besonders der Paranoiker der krasseste Egoist sei, man könnte seine Weltanschauung eine egozentrische nennen“. Er bemerkt dazu, daß die Beziehung des Menschen zur Außenwelt sich überhaupt nur in Verfolgungs-, Größen- und Kleinheitsideen äußern können. „In der kleinen Welt des Ich-Komplexes ist der Herd jeder geistigen Erkrankung zu suchen“ hatte TILING formuliert und später erklärt „die Wahnidee muß zum Gegenstand das Ich haben, sonst ist es keine Wahnidee, sondern ein Irrtum“. Aber schon 2 Jahre vor dieser Äußerung hatte SPECHT 1901 in der bekannten „Erlanger Festschrift“ die affektive Entstehung der Paranoia erneut und siegreich ins Feld geführt. Nur wenn das Ich im Mittelpunkt stehe, liege eine Wahnidee vor und die größte Bedeutung komme der Wahnrichtung zu, die ihrerseits wieder durch den egozentrischen Charakter der Wahnideen bedingt sei. „An Hexen darf man glauben, aber nicht, daß man verhext ist, ohne den Verdacht der Geistesstörung zu erregen.“ Die Stellung des Ich werde nur durch das Gefühl bestimmt und dies habe 2 Qualitäten: Lust und Unlust und daraus könnten nur 2 Wahnrichtungen, die der Verfolgung und der Selbstüberhebung entspringen. Dieses Gefühl ist und bestimmt nach HERZIG das innere Bedürfnis, welches die im Individuum auftretenden Vorstellungen „zu unrichtigen, d. h. in ihrer Außenprojektion nicht mehr dem außerindividuellen und außersubjektiven Tatbestand entsprechenden Vorstellungen macht“. Nicht mehr die Eigenbeziehung also, von der NEISSER KRAMER gegenüber schon zugeben mußte, daß sie kein Primärsymptom sei, sondern eine bestimmte affektive Qualität bedingt die Wahnrichtung. Ob die Paranoia nun als dritte Gefühlspsychose (FANKHAUSER) neben der Manie und Melancholie angesehen wurde oder in engere oder weitere Beziehung zum cycloiden Formenkreis gesetzt wird, so lange dem Affekt eine maßgebliche Beteiligung zugesprochen wird, bleibt die zentrale Stellung des Ich gewährleistet (EWALD, KLEIST, LANGE, BUMKE, KOLLE, H. W. MAIER, BLEULER, LEHMANN, u. v. a.). Dabei ist es ohne Bedeutung, ob der Beziehungswahn von besonderen Affekten ausgeht, oder nur als quantitative Steigerung depressiver oder manischer Art (STÖCKER) angesehen wird, oder ob Übergang, Verwandtschaften, Einwirkungen erkannt werden. Der Betonung des egozentrischen Charakters bedurfte es gar nicht mehr, die STÖCKER so weit gehen ließ, daß er ihr so entscheidenden Wert beimißt, indem man einmal beim Vorliegen dieses egozentrischen Charakters immer an eine Wahnidee zu denken habe, bei seinem Fehlen jedoch eine solche ohne weiteres auszuschließen sei.

Auch in der neueren Wahnforschung ist meist schon in der Art, wie das Problem angefaßt wird, in der ganzen Fragestellung, die Frage nach der Stellung des Ich untrennbar enthalten. Der „Beziehungs“-

wahn bleibt der Wahn schlechthin und bei der psychologischen Einbeziehung und Erforschung innerer und äußerer Konflikte, die zum Wahn führen, eine Richtung, die mit den Namen KRAEPELIN, BLEULER, KRETSCHMER, GAUPP gekennzeichnet sei, ist es naheliegend, daß die Strebungen, Wünsche und Befürchtungen der Kranken sich auf nichts anderes als auf das Wohl und Wehe des Ich beziehen können. J. LANGE, der im Schicksal und im Charakter größte Bedeutung für die Entstehung des Wahns und für seine Gestaltung sieht, und der keine scharfen Grenzen zwischen chronisch-progressiver Erkrankung und wahnhafter Reaktion aufzustellen vermag, findet überall Übergänge, ob von den Wahnhaltungen, vom Schicksal oder vom Charakter ausgegangen wird. Was diesen anbelangt, so fehle „neben einer beträchtlichen Affizierbarkeit nie ein Hinweis auf egozentrische Gedankenrichtung und ein Vorherrschen der egozentrischen Triebfedern im weitesten Sinne“. Die Persönlichkeit, die im Brennpunkt des affektiven Geschehens liege, gerate am ersten in den Bereich der Paranoiabereitschaft und so erkläre sich die eigenartige unangreifliche Sonderstellung, die das Ich in den Wahngebilden einnehme. Von KEHRER wird die Paranoia als die Krankheit der sozialen Persönlichkeit bezeichnet, die „ihre Wurzel in einer Störung jener zentralen Schichten der Persönlichkeit habe, die über das Verhältnis des Einzel-Ich zu dem Ich, seine Stellung im Wir entscheiden“. Auch wenn im Größen- oder Beeinträchtigungswahn scheinbar nur um die Sache der Allgemeinheit gekämpft werde, so handle es sich doch nur um eine spezifische Selbsttäuschung und der Kampf gehe bei unveränderter Egozentrizität doch nur um das eigene Ich. — Auch in der finalen Betrachtungsweise OTTO KANTS geht es um einen Kampf um den Selbstwert und die Erfüllung persönlicher Triebbedürfnisse. Ähnlich sieht KAHN den Sinn, die Bedeutung und den Zweck des Wahnes in einer Selbstwertrettung des Menschen, der in einer gesteigerten Ichbezogenheit überall die Frage stellt: „Was bedeutet das für mich in meiner Einsamkeit?“ Von einer solchen Fragestellung ist der Schritt nicht mehr weit zu jener existential-psychologischen Betrachtungsweise (STORCH, KUNZ, v. BAEYER), die den schizophrenen Primärwahn einer Analyse unterzieht und in einer Existenzumwandlung wohl keinen anderen als einen ich-zentrierten Wahn finden kann. Auch der Vergleich zwischen Wahn und Glaube hatte sich auf Grund der gemeinsamen affektiven Grundlage schon bald angeboten und im Glauben, nicht im Irrtum hätten die Wahnideen ihr psychologisches Analogon (BLEULER). Auch hier wurde die Egozentrizität zum Maßstab des Krankhaften genommen (E. JACOBI). Nach LOEB darf religiöses Erleben um so eher als krankhaft bezeichnet werden, je eher die Ich-Komplexe im Erleben betont sind und HOPPE, der die große Schwierigkeit betont, die sich bei der Entscheidung

ergeben kann, ob es sich um eine religiöse Überzeugung oder eine Wahnidee handelt, findet nur noch den stark betonten Ich-Komplex, der die Entscheidung ermöglicht, denn der religiöse Wahn sei genau so egozentrisch wie der Wahn überhaupt.

Nach diesem Überblick, der darauf hinweisen sollte, wie sehr das Ich bei den meisten Betrachtungen über den Wahn in den Mittelpunkt gerückt ist, ja wie seine zentrale Stellung ihn überhaupt erst bedingen soll, kann nur auf verhältnismäßig wenige Stimmen aufmerksam gemacht werden, die die Egozentrität als erläßlich bezeichnen.

Nach der Lehre, daß es in erster Linie die affektive Überbetonung von Wünschen oder Befürchtungen sei, welche die zweifache Richtung der Größen- und Kleinheits-, Förderungs- und Beeinträchtigungs-Ideen entstehen läßt und Beachtungs-, Beziehungswahn, Hypertrophie des Ich und Egozentrität nur auf affektivem Wege entstehen, ist es leicht zu erklären, daß mit der Stellung des Affektes auch die Stellung des Ich erschüttert werden mußte. WIGERT bezweifelt sowohl die Ich-Beziehung wie die affektive Genese des Wahns und er bezieht sich dabei auf BLEULER, der in seiner Kritik an SPECHT mit dem Hinweis auf die Schizophrenie weder die Egozentrität der Wahnideen noch die Stimmungsanomalie als Ursache der krankhaften Wahnbeziehung für bewiesen annimmt. SPECHTS Behauptung, daß es sich um keine Wahnidee handle, wenn ein Kranker Kieselsteine für Diamanten hält, wird von ihm bestritten, wenn er auch „vorläufig keinen anderen Namen für solche psychischen Gebilde weiß“. BERZE, der die einseitige Ableitung der Wahnideen aus affektiven Momenten ablehnt, erkennt neben den egozentrischen, wie es die hinsichtlich ihrer Ideen verständlichen Wahnideen allerdings immer seien, auch „gleichsam objektive Wahnbildungen“ im Sinne von JASPERS an. Er reiht sie in die Gruppe der primordialen Wahnideen ein und läßt sie aus Einfällen entstehen, deren Inhalt durch im Bewußtsein herrschende Tendenzen ohne gleichzeitige bewußte Aufwendung psychischer Aktivität zu ihrer Hebung auftauchen. Er meint dabei nicht die „pathologischen Einfälle“, die zur Bezeichnung von Wahnideen auf Grund reiner Imagination entstanden sind, sondern betont, daß aus den Einfällen Wahnideen erst dann würden, wenn bei einer mangelnden Kritikfähigkeit die einfallsmäßig auftauchenden Inhalte mit der jeweils gegebenen Stimmungslage übereinstimmen. Dagegen weist GRUHLE, der als erster auf die Wahninhalte aufmerksam macht, bei denen es sich nicht um egozentrische Beziehungsideen handelt und die er theoretisch besonders wichtig nennt, gerade an ihrem Beispiel auf die Fragwürdigkeit der Ableitung der Wahnkrankheit aus einer bestimmten Gemütslage hin. Er konzediert allerdings NEISSER und SPECHT, daß es kaum wahnkranke Schizophrenen gebe, bei deren Gesamteinstellung der egozentrische

Bezug wenigstens im Anfang fehle, aber zu den einzelnen Wahnideen und ihrer phänomenologischen Festlegung gehöre dieser Gesichtspunkt der unmotivierten Eigenbeziehung nicht als *conditio sine qua non*. GRUHLES an 2 Stellen angeführte Beispiele sind in der Tat nur einzelne eingestreute Wahngedanken im Rahmen großer Wahnsysteme, in deren Mittelpunkt durchaus das Ich steht. Es ist wichtig, zwischen dem Hauptwahn und den darin vorkommenden und mit ihm in mehr oder minder engem Zusammenhang stehenden, nebenherlaufenden und nicht zu dem System des Hauptwahnes gehörigen Wahnideen zu entscheiden. Wenn KOLLE bei der Untersuchung des unegozentrischen Wahns auf Weltbeglückungsideen und den Erfinderwahn hinweist, so wird es sich dabei meist um Ideen handeln, die so umfangreich und systematisiert sind, daß sie einen Hauptwahn ausmachen und nicht mehr als Nebengedanken in einem anderen, affektiv stärker betonten Wahn denkbar sind. Dagegen sind seine fünf Beispiele nicht egozentrischer Wahngedanken, bei denen es sich um sexuelle Inhalte handelt, immer in einen ausgesprochen egozentrischen Wahn belanglos hineingestellt, handelt es sich dabei doch dreimal um einen Eifersuchts- und zweimal um einen Verfolgungswahn. Solche, „nur selten und nur nebenher“ vorkommende unegozentrische Beziehungssetzungen charakterisiert G. SCHMIDT als schwung- und gewichtslos, blaß, gefühlsunbetont, ohne Nachhaltigkeit und Erlebnisstärke, aber es sei doch ein willkürlicher Einschnitt, wenn sie überhaupt ihre Geltung als Wahn verlieren. Nach KOLLE könne es sich bei diesen Wahnideen im einzelnen um einen Erklärungswahn handeln oder aber beim Fehlen eines Zusammenhanges mit dem Hauptwahn um primäre Wahninhalte.

Unsere Untersuchung soll sich indessen nicht auf solche eingestreute, häufig flüchtige und nie sehr wesentliche Wahnbildungen erstrecken, sondern auf solche unegozentrische Wahngebäude, die nach Umfang und Systematisierung, nach der Stärke des begleitenden Affektes und ihrer Nachhaltigkeit Anspruch darauf erheben als Hauptwahn zu gelten. Bei seinem Beispiel einer Weltbeglückungsidee macht KOLLE darauf aufmerksam, „daß gewisse Akte immer auch von der eigenen Person fortgerichtet seien“. Im Gegensatz zu den Eifersüchtigen, Verfolgten usw. sei es bei den Propheten und Erfindern nicht notwendig, daß die eigene Person Gegenstand des Wahnes sei, mindestens sei gleichzeitig ein vom Subjekt weggerichtetes Bestreben vorhanden im Wahn ihrem unpersönlichen Objekt allgemein anerkannte Geltung zu verschaffen. Das sind die gleichen Inhalte, die auch JASPERS bei seinen „objektiven Wahnbildungen“ meint und er nennt dabei Wahnideen über Weltzusammenhänge, philosophische Probleme, historische Geschehnisse, die nicht in Beziehung zur Person des Kranken stehen und er weist auf die Entdecker und Erfinder hin, die

persönlich nur eine Bedeutung als Entdecker hätten, für die jedoch der Inhalt persönlich nichts bedeute.

Es ist die Frage, wieweit man hier wirklich von einer mangelnden Egozentrität sprechen darf. Denn es ist doch gerade bei den Erfindern und Entdeckern ihre persönliche subjektive Leistung, um deren Anerkennung und Geltung sie kämpfen, sie stehen doch völlig im Mittelpunkt ihres Gedankenwerkes, das sie auch dann von ihrer Person nicht zu trennen vermögen, wenn es ganz objektiver Art ist und in der Regel bedeutet das Ringen um die Geltung des Werkes zugleich den Kampf um die Geltung der eigenen Person. Es ist ja nicht irgendeine Erfindung, etwa die eines anderen, die sie beschäftigt, sondern ihre eigene, von der sie nicht wegzudenken sind. Und bei den Propheten und Weltbeglückern sind *sie* es ja gerade, die einer besonderen Gnade und Berufung teilhaftig geworden sind und die als Werkzeug der göttlichen Vorsehung auserwählt wurden. Der Gedanke, die Menschheit zu beglücken, wird von eigener tiefer Beglückung nicht abzutrennen sein. Solange überhaupt eine Beziehung des Wahninhaltes zum Ich besteht wird eine andere als egozentrische Stellung im weiteren Sinn nicht möglich sein. Erst dann, wenn jede persönliche Beziehung zu dem Wahninhalt fehlt, scheint der Boden für wirkliche objektive Wahnbildung vorzuliegen. Unter persönlicher Beziehung ist dabei nur die zu denken, die die Person des Kranken ganz allein betrifft und die ihn aus seiner Umgebung heraushebt, ihn also auch nicht in seiner Eigenschaft als Mitglied einer größeren Gemeinschaft, eines Volkes, oder gar der Menschheit anbelangt.

Wenn KOLLE meint, daß das egozentrische Element im strengen Sinn „nur durch die an die eigene Person gekoppelte Fähigkeit zur symbolischen Deutung“ gegeben sei, so ist zu beachten, daß es ganz darauf ankommt, wie diese Fähigkeit von dem Kranken empfunden und was aus ihr gemacht wird. Dann erst, wenn sie von ihm als etwas besonderes angesehen wird und sie ihn heraushebt, liegt Egozentrität vor, aber sie fehlt, wenn sich der Kranke seiner Fähigkeit wohl bewußt ist, sie aber als etwas handhabt, was jeder andere Mensch auch vermag.

Als Beispiel für die Entwicklung eines Wahnes, dem die zentrale Stellung des Ich fehlt, sei ein Fall berichtet.

Es handelt sich dabei um einen 37jährigen Arzt, der anläßlich einer Begutachtung für eine staatliche Behörde in die Klinik kam. Er war dadurch auffällig geworden, daß er im Hause eines Pat., mit dem er sich später aus anzuführenden Gründen verfeindete, politische Äußerungen machte, die so ungewohnt waren, daß sie entweder das Interesse der Polizei oder das des Psychiaters erregen mußten.

Herr Dr. P., der schon vorher, im Juni 1946, in einer Heil- und Pflegeanstalt begutachtet worden war, kam, als zur weiteren Klarstellung ein zweites Gutachten für nötig befunden wurde, auf seinen eigenen Wunsch in die hiesige Nervenlinik, da er bei dem Leiter derselben, Herrn Prof. ZURR, als Student schon einmal eine

Vorlesung gehört und Staatsexamen gemacht hatte. Er hatte sich vorher mit einem Schreiben angemeldet, in dem er mitteilte, daß im April 1946 eine politische Anzeige gegen ihn erhoben worden sei. Diese habe dazu geführt, daß die zuständige Ärztekammer bei der vorgesetzten Behörde beantragte, die Befugnisse zur Ausübung des ärztlichen Berufes nach § 7 der Reichsärzteordnung zur Ruhe zu bringen. Diesem Antrag habe die Ärztekammer seine ausführliche Stellungnahme zu den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zugrunde gelegt, die er in der Annahme, es soll ein Ehrengerichtsverfahren gegen ihn eröffnet werden, in ausführlicher und schriftlicher Form gehalten habe. An Stelle dieses erwarteten Ehrengerichtsverfahrens sei es jedoch zu obigem Antrag der Ärztekammer an die Regierung gekommen. Er sei nun auf seine Bitte hin in die Universitäts-Nervenklinik G. eingewiesen worden und er habe bei seiner Entlassung den Eindruck gehabt, daß die Begutachtung für ihn gut ausgefallen sei. So habe er seine Praxis wieder aufgenommen, bis ihm mitgeteilt wurde, daß sich der Gutachter für das Ruhen seiner Privatpraxis jedoch für seine Weiterbeschäftigung in einem Krankenhaus ausgesprochen habe. Er lege jetzt Wert darauf, daß das entscheidende Obergutachten außerhalb des Geschäftsbereiches seiner zuständigen Ärztekammer abgegeben werde. — Diese Angaben stimmen mit den Akten, in die wir später Einsicht nahmen, genau überein. Aus den Unterlagen, die uns zur Verfügung standen und aus den Schilderungen des Dr. P. ergibt sich folgendes:

Irgendwelche Geisteskrankheiten, so berichtet er, seien ihm in seiner Familie nicht bekannt geworden. Die 72jährige Mutter sei noch am Leben und es handle sich bei ihr um eine sehr tätige und energische Frau, die nicht nur ihren Haushalt versorgt habe, sondern auch noch in der Praxis ihres Mannes mithalf und sich auch in der Sozialarbeit betätigte. Sie sei lange mit einem kaufmännischen Angestellten verlobt gewesen, aber schließlich habe sie doch in einem Streben nach Gehobenheit und Bildung einem Arzt den Vorzug gegeben. Die Ehe, die sie mit diesem, einem Juden einging, blieb, wohl wegen Zeugungsunfähigkeit des Mannes auf gonorrhöischer Grundlage kinderlos. Der Verlobte von früher, der schon vor ihr geheiratet hatte, trat wieder in Beziehungen zu ihr, die 1908 die Geburt seiner Schwester, 1911 seine eigene zur Folge hatten. Eine solche Begebenheit sei in B., wo sich das ganze abspielte, gar nicht so selten gewesen, in der näheren Verwandtschaft habe er einen ganz ähnlichen Fall erlebt. Die Ehe sei durch die Geburt der Kinder in keiner Weise gefährdet worden, vielmehr sei sie weiterhin eine „intensive Arbeitsgemeinschaft“ geblieben und harmonisch verlaufen. Die Kinder seien als aus der Ehe entsprungen gehalten und registriert worden, wohl aus äußeren Gründen. So sei es gekommen, daß er erst bei dem Vaterschaftsnachweis 1933 von seiner richtigen Abstammung Kenntnis erhalten habe. In keiner Weise habe er je das Gefühl haben müssen, daß der Mann, den er als seinen Vater ansah, dies in Wirklichkeit nicht war.

An Krankheiten habe er als Kind Masern, Scharlach, Diphtherie, Polyarthritiden mit einer folgenden Endokarditis durchgemacht. 1917 habe er zu der letzten Generation gehört, die noch in die Vorschule kam. Mit 8 Jahren sei er in das historische Gymnasium in B. gekommen. Von jener Zeit her datiere sein Interesse an Bismarck, des berühmten Zöglings der gleichen Schule, dessen Strafamtrolle noch zu sehen und zu bewundern war. Er sei immer ein sehr guter Schüler gewesen, schon damals mit einer großen Vorliebe für Geschichte. In der Form, wie sie ihm unterbreitet wurde, sei sie ihm dürftig und unvollständig erschienen, vor allem sei der Osten zu kurz gekommen. In seinem Wissensdrang habe er sich deshalb eingehend mit der Geschichte Chinas und Japans beschäftigt, die im Unterricht kaum gewürdigt worden sei. In einem gewissen jugenhaften Trotz habe er sich mit diesen entlegenen Gebieten beschäftigt, weil er den Eindruck gehabt

habe, daß ihm etwas vorenthalten bliebe. Im übrigen habe ihn damals besonders England interessiert, vielleicht, daß von einer Tante, die in Indien lebte und der er viel Anregung, z. B. auch musikalischer Art verdankte, wesentliche Beeinflussungen ausgingen. Das Buch „Expansion of England“ habe ihn sehr beeindruckt und im Abitur, das er als Klassenbester ablegte, habe er als Aufsatzthema „England und Indien“ gewählt.

Sein Verhältnis zu seiner Schwester sei stets ein gutes gewesen. Sie habe Jura studiert und später einen Juristen geheiratet. Sein Freundeskreis habe sich in jener Zeit im wesentlichen aus Juden zusammengesetzt, mit denen er als Halbjude, für den er sich hielt und gehalten wurde, verkehrte. Politische Auffassungen, wie er sie heute hege, seien ihm damals fern gewesen und er habe in jener Zeit in Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ noch nicht die Feinheiten erkannt und den Rückversicherungsvertrag mit Rußland wirklich für ein ehrliches politisches Meisterstück gehalten.

Mit 18 Jahren sei er 1929 nach W. auf die Universität gegangen. Die Verbindungen seines vermeintlichen Vaters mit einer jüdischen Verbindung hätten die Wahl der Stadt bestimmt und natürlich sei er auch in den gleichen Bund eingetreten. Er habe sich sehr wohl darin gefühlt, sei allerdings nie zum Erstchargierten avanciert. Er habe 6 Partien gefochten. Im übrigen sei er durchaus „biereifrig“ gewesen, habe regelmäßig seine Vorlesungen besucht, daneben sich aber auch für Kunst und Musik interessiert. Er sei 1930 nach B. zurückgekehrt und im Physikum in mehreren Fächern durchgefallen, da er unmittelbar vorher noch als Packer in Arbeit gestanden sei und sich so zu wenig vorbereitet hatte. Es sei nötig gewesen, sich durch Arbeiten und Stundengeben Geld zu verdienen, denn der Pflegevater war gestorben und die finanziellen Zuwendungen der Mutter entsprechend geringer. Mit gutem Erfolg habe er 1932 seine Prüfungen in W. wiederholt.

Schon 1930 sei er in den Stahlhelm eingetreten. Er habe es aus Unzufriedenheit mit der damaligen Außenpolitik und der Arbeitslosigkeit getan. Natürlich sei er durch diesen Schritt in Konflikt mit seinem jüdischen Bekanntenkreis gekommen. Als Stahlhelmer sei er 1933 sehr zu seinem Mißfallen in die SA überführt worden. In jener Zeit habe man ihn auch beschuldigt, daß er bei der ASTA in W. in demokratischer Richtung kandidiert habe. Da es nicht stimmte, habe er den Angeber gefördert und eine schwere Säbelpartie ausgetragen. 1934 erhoben sich die ersten Schwierigkeiten wegen seiner Abstammung. Die Eröffnung der tatsächlichen Verhältnisse sei schon 1933 durch die Mutter erfolgt und sowohl seine wie der Schwester Reaktion hierauf sei der Wunsch gewesen, alles beim alten zu lassen und auszuwandern. Allein auf Betreiben der Mutter sei 1934 beim Reichssippenamt ein Verfahren eingeleitet worden, das aber erst 1936 seine arische Abstammung erweisen sollte. Erst dann erhielt er seine Bestallung, nachdem er schon 1934 das Staatsexamen abgelegt hatte. So habe er sich genötigt gesehen, zunächst an Privatkliniken als Medizinalpraktikant zu arbeiten, zuerst an einer chirurgischen Klinik und dann an einer Nervenklinik. Nach seiner Approbation sei er nacheinander Landassistent, dann Arzt bei einer Berufsgenossenschaft, Volontär in einer Nervenpoliklinik, endlich Arzt auf einer Röntgenabteilung gewesen. Er habe von jeher Praktiker werden wollen und sich so in allen Disziplinen Ausbildung verschafft.

1938 habe er sich freiwillig zum Regiment General Göring gemeldet und nach der ersten Übung sei er zum Unterarzt ernannt worden. Er sei mit Leib und Seele damals Soldat gewesen und habe viel Freude an den Übungen gehabt. In der Zeit, da er mit seiner Bestallung zu große Schwierigkeiten hatte, habe er sich sogar als Freiwilliger nach Spanien gemeldet. Schließlich sei ihm geraten worden, sich in Form einer nochmaligen militärischen Übung gewissermaßen zu rehabilitieren

und wirklich sei ihm nach einer weiteren Übung 1938 endlich die Bestallung erteilt worden. Obwohl seine arische Abstammung erwiesen war, sei er bei der Luftwaffe nicht zum Offizier befördert worden. Allein die Art seiner Familienverhältnisse hätten für den Chef des Luftwaffensanitätswesens genügt, ihm die Eignung als Offizier abzusprechen. Er sei zu Beginn des Krieges eingezogen worden und habe eine ganze Reihe von ärztlichen Verwendungen im rückwärtigen Frontgebiet und zwischendurch wieder in der Heimat gehabt. Als ihm schließlich 1942 bekanntgeworden sei, daß er trotz seines Dienstalters und trotz seiner Einsätze von der Offiziersliste gestrichen sei, da man auch in der Art und Weise der Begründung die Frauenehre seiner Mutter schwer verletzt habe, habe er sich von der Luftwaffe zum Heer gemeldet, wo er auf eine andere Auffassung von soldatischer und Offiziershre zu stoßen hoffte. Habe man doch nicht einmal gewagt, ihn mit dem EK II auszuzeichnen. Es habe sich lange hingezogen, bis seine Versetzung zum Heer endlich erfolgt war und er die blaue mit der grauen Uniform vertauschen konnte. Natürlich habe ihn diese erlebte Zurücksetzung zutiefst gekränkt und erbittert.

Damals sei er hartnäckig geworden. Warum muß das sein, so habe er sich gefragt, warum muß man so gequält werden, er selbst und alle die tausende Halbarier. Dabei sei er damals ein positiver Nationalsozialist gewesen und er habe die Leistungen Hitlers erkannt und gewürdigt. Auf der anderen Seite habe er durch die Verordnungen Hitlers in bezug auf die Judengesetzgebung, die ihn infolge der bekannten Umstände so stark in Mitleidenschaft zogen, immer wieder einen Schlag erhalten und Schwierigkeiten erlitten. So sei ein Konflikt in ihm entstanden zwischen persönlichem Erleiden und dem Blick auf das Ganze, doch der letztere habe in ihm gesiegt. Natürlich wäre er in die Partei eingetreten, aber seine Abstammungsfrage hinderte ihn zunächst, bis es 1940 anläßlich einer vorübergehenden Verwendung in der Heimat endlich gelang. Im übrigen habe er als Soldat seine Pflicht getan und mit zunehmender Sorge die militärische Entwicklung beobachtet. Schon 1943 sei seine persönliche Hoffnung auf einen Endsieg nahezu erloschen gewesen, als ihm im September 1944 eine politische Erkenntnis erwachsen sollte, die ihm unerhörte Perspektiven eröffnete.

Er habe sich damals auf einem Verbandplatz in Estland befunden. In seinem Abschnitt sei es ziemlich ruhig gewesen, die Russen waren weiter nördlich vorgestoßen und es bestand der beunruhigende Gedanke, daß sein Fronlabschnitt in absehbarer Zeit bei längerem Verhalten eingeschlossen sein müßte. Doch habe er aus gewissen Anzeichen geschlossen, daß der baldige Rückmarsch bevorstehe. Kurz vorher habe ihn übrigens die Nachricht erreicht, daß er Vater geworden und die Entbindung seiner Frau reibungslos vonstatten gegangen sei. (Er hatte sich 1943 nach einem kurzen, zufälligen Kennenlernen bald verlobt und im Oktober 1943 anläßlich eines Bombenurlaubs geheiratet.) Wenn ihm auch die militärische Lage damals schon völlig aussichtslos erschienen sei, so habe er doch gerade in den ersten Septembertagen in einem gewissen Gefühl der Zufriedenheit und Entspannung gelebt, eben weil ihm die Absetzung wahrscheinlich erschien und er die frohe Nachricht von daheim erhalten hatte. Viel zu tun war am Tage nicht, da die Verwundeten erst in der Nacht eintrafen und so hörte er am 1. 9., von einem Kameraden aufmerksam gemacht, den deutschen Kurzwellensender mit Richtstrahlen nach Ostasien. Es wurde eine Rede von Hans Fritzsche gesendet, in der er eine Rundfunkrede des Papstes kommentierte und dabei lobend hervorhob, daß dieser seit langem wieder einmal nationalsozialistische Gedanken geäußert habe, indem er sowohl den Kapitalismus wie den Kommunismus in ihren Beziehungen zum Eigentum tadelte. Unmittelbar danach sei in der Sendung von einem Brief des Tenno an Tschiankaischek die Rede gewesen, in dem der Tenno vorschlug, die Feindseligkeiten in China einzustellen. In diesem Augenblick, beim Anhören

dieser Sendung sei ihm zunächst die Einkreisung Rußlands ganz klar geworden, wie Schuppen sei es ihm von den Augen gefallen. Er habe erfahren, daß der gleiche Sender auch Richtstrahler nach Südamerika habe und auch dieser Umstand sei ihm jetzt klar gewesen. Eine ganze Reihe von Dingen fielen ihm jetzt ein, drängten sich ihm direkt auf, die alle miteinander im Zusammenhang standen. Eine Reise des Sohnes Mussolinis nach Südamerika, die achsenfreundliche Politik wenigstens Argentinien, die Tarnpropaganda Deutschlands gegen den Papst, alle diese Begebenheiten erkannte er auf einmal in ihrer eigentlichen Bedeutung.

So sei ihm bei dieser Kurzwellensendung zum erstenmal das Zusammengehen Deutschlands mit China und Japan gegen Rußland einerseits, das Zusammengehen mit dem Papst, dem katholischen Südamerika und England gegen die USA andererseits klar geworden. Wenn ihn das Erlebnis auch gar nicht sonderlich aufgeregt habe, so habe er doch ein Glücksgefühl erlebt, weil es ihn eben von einer ersten Sorge befreite. Ein Gefühl der Beruhigung habe er erfahren und seine sinkende Dienstfreudigkeit sei mit einem Schlag gehoben gewesen. Jetzt sei ihm auf einmal vieles klar geworden, was er bislang nur als auffällig hingenommen hatte und viele Ereignisse und Beobachtungen hätten jetzt ihren tiefen Sinn und ihre Bedeutung gewonnen. Er habe nun erkannt, welch ein grandioses Scheinmanöver in der Politik seit Bismarck gespielt worden war, ja daß selbst der bisherige Verlauf des Krieges nur eine Tarnung für den wahren Kampf gegen Rußland und die USA bedeute. Schon 1936 seien ihm die ersten merkwürdigen Umstände aufgefallen und was er damals nur verwundert hinnehmen mußte, sei ihm nun klar und sinnvoll erschienen. So habe er täglich Hitlers Schwester in die Hedwigskirche in Berlin gehen sehen. Wie war das möglich bei der gleichzeitigen antikatholischen Propaganda von Göbbels? Auf der Olympiade im gleichen Jahr besuchte Hitler zahlreiche Veranstaltungen, aber nicht den einzigartigen Kampf, in dem ein Japaner im Marathonlauf siegte: weil es sich der Führer nicht leisten konnte, auf diese Weise seine Sympathie mit Japan zu bekunden. Und das KdF-Dorf sei nur von einer einzigen Mannschaft, nämlich der kanadischen besucht worden, geführt von einem Blutordensträger. Damals sei ihm das freilich nur aufgefallen, klar sei ihm die Bedeutung erst jetzt geworden. Am 20. 4. 39 habe er mit dem Fernrohr Hitler beim Abfahren der Ehrenkompanien Unter den Linden beobachtet: Die russische Botschaft habe er von oben bis unten mit seinem Gruß bedacht, obwohl an diesem Gebäude keine einzige Fahne angebracht war, es habe eine scheinbare Geste der Freundschaft gegenüber Rußland bedeutet. Die wahre Haltung Hitlers sei ihm deutlich geworden. Allein schon in seiner Uniform habe man sie erkennen können: nie im Pelz, d. h. er will nie nach Rußland, immer in Braun, d. h. er ist der beste Landsoldat, rote Armbinde, d. h. Rußlands Freund, Hakenkreuz, d. h. Bund mit der Kurie, denn man brauche ja nur das Kreuz allein anzuschauen und die Haken weglassen. Diese schlaue verborgene Orientierung nach Rom habe sich ja auch darin erwiesen, daß das Konkordat das erste Bündnis war, das er überhaupt abschloß. Freilich habe er es gleich wieder brechen müssen, um eben durch den folgenden „Kulturkampf Bismarcks mit schärferen Mitteln“ den Pakt mit dem Papst Rußland gegenüber zu verschleiern. Denn soviel sei gewiß, wenn Hitler einmal eine Kirche betreten und so seine Verbundenheit mit Rom gezeigt hätte, wäre Stalin unverzüglich in Deutschland einmarschiert. Immer mehr, vor Jahren schon beobachtete Anzeichen für die Einheit dieser politischen Linie, die er erkannt habe, seien ihm nun eingefallen. So sei es sicher bedeutungsvoll gewesen, wenn, wie er selbst am Tempelhofer Flugplatz beobachtete, Hitler in einem Überseeflugzeug seine Flüge machte. Es sei eine Drohung gegenüber Amerika gewesen, ebenso wie die Beschießung Warschaus nur eine Reizung der USA dargestellt habe. Allein die deutsche Flottenpolitik habe ein unübersehbares Argument für seine Auffassung dargestellt: 1938 sei die polnische Flotte durch die

Ostsee nach England gefahren und nur zum Schein habe man sich in Deutschland darüber aufgeregt, daß sie Albion in die Hände gespielt wurde. Als Anerkennung dafür wurde der Kriegsminister Hoare Belishha durch einen Arier ersetzt, eine Empfangsquittung für die polnische Flotte gewissermaßen, eine freundliche Geste. Englands Flottenmacht sei dann 1940 durch die dänische und norwegische und darauf durch die französische Flotte verstärkt worden. Im übrigen sei die englische Flotte in den folgenden Jahren noch durch die griechische, italienische und schließlich durch die deutsche Flotte verstärkt worden. Natürlich habe der Flug von Heß nichts anderes bedeutet als einen Versuch Hitlers mit London in persönliches Benehmen zu kommen. Selbst das Schlachtschiff „Bismarck“ habe man geopfert um die Zusammenarbeit mit England zu verschleiern und die gemeldeten U-Booterfolge seien nur Schwindel gewesen. Dieppe, das sei nichts anderes als die Auslieferung des Radargerätes an England gewesen, warum habe man es sonst an der Küste bereitgestellt und es habe das Ende des U-Bootkrieges bedeutet. Räder, der letzte Teilnehmer an der Skagerakschlacht, sei abgesetzt worden und der Katholik Dönitz sei an die Spitze gekommen, wie fast der ganze hohe Stab der Marine aus Katholiken bestanden habe, eine deutliche Abkehr von der wilhelminischen Flottenpolitik. Noch andere Beobachtungen aus den vergangenen Jahren gewannen ihr eigentliches Gesicht: So habe Hitler 1940 als einzige Botschaft die japanische besucht, die wie keine andere aufblüht sei. Der Besuch Molotows in Berlin im Februar 1941 und der folgende des japanischen Außenministers in Berlin und anschließend gleich in Moskau, das seien Hinweise auf die verschleierte Gewinnung Japans gegen Rußland gewesen. Auch Hitlers Vordringen gegen Moskau im Dezember 1942 habe nur die sibirische Armee nach Europa locken sollen, selbst unter Preisgabe deutscher Divisionen, um endlich Japan von der Bedrohung dieser sibirischen Armee zu befreien. Roosevelt habe damals stündlich auf ein Bündnis mit Hitler gewartet und sich in China gegen Rußland bereitgestellt, aber Hitler habe statt dessen zusammen mit Japan mit der Kriegserklärung an Amerika geantwortet. Der Ausgang des Afrikakrieges habe ihm gezeigt wie dadurch, daß sich Montgomery nach Alexandrien und Rommel nach Italien zurückzog, die Amerikaner in den entstehenden leeren Raum gelockt werden sollten. Es sei zudem so, daß sich Montgomery und Rommel wiederholt zu Aussprachen zusammenfanden und die Afrikamedaillen beider Nationen wiesen eine mehr als zufällige Ähnlichkeit auf. Am 10. 4. 42 sei Pacelli Papst geworden, eine wichtige Geste Roms an Deutschland, nachdem es sich um den ehemaligen Nuntius in Berlin handelte. Solche und viele andere Erinnerungen hatten nun in dem Lichte seiner neu gewonnenen Erkenntnis erst ihren richtigen Sinn erhalten und täglich fanden sich erneute Hinweise für seine Auffassung. Er habe damals gar keine Gelegenheit gehabt sich mit anderen über seine Ansicht auseinanderzusetzen, da er schon nach 3 Tagen zu einer anderen Einheit versetzt worden sei. Erst nach 14 Tagen, am 15. 9. habe er sich mit einem Hauptfeldwebel über seine Idee ausgesprochen und dieser habe sich nicht weiter dazu geäußert. Nach Hause habe er erst im November davon geschrieben, als er in der Absetzung Cordell Hulls des amerikanischen Außenministers, eine Rüge dafür erblickte, daß Tschiangkaischek seine Wendung zu Japan vollzogen habe. Er sei in den Kessel nach Kurland versetzt worden und was er hier und eigentlich überhaupt später erlebte, seien nur Bestätigungen seiner Ansichten gewesen. Vor allem Notizen in englischen Gesellschaftsblättern aus dem Jahr 1937, die er in dem Haus eines Kapitäns vorfand, sollten sich als eine Fundgrube interessanter Hinweise zeigen. So habe er etwa in einem Sportblatt Krupp und darunter einen jüdischen Unterstaatssekretär erkannt und daraus ersehen, daß damals schon der Bombenkrieg gegen Deutschland geplant gewesen sei. Dann wieder sah er einen englischen Chief Commander in China zwischen den beiden kämpfenden

Parteien China und Japan sitzen, ein Hinweis auf das zukünftige Zusammengehen. Oder das von den Russen wieder gehobene Schlachtschiff „Oktoberrevolution“ durfte deswegen nicht schießen, um England nicht zu reizen und darauf aufmerksam zu machen, daß noch eine russische Kanone auf der Ostsee sei. Als er überraschenderweise nach einiger Zeit in eine bei weitem sicherere Dienststellung nach Dänemark befohlen wurde, sei ihm der flüchtige Gedanke gekommen, daß man vielleicht an höherer Stelle auf seine Gedanken, die er gelegentlich an seine Umgebung und nach Hause weitergab, aufmerksam geworden sei. Vielleicht, so habe er gedacht, wolle man ihn schonen im Hinblick darauf, daß der Heimat mit ihm als einem Träger solcher Gedanken, noch später gedient sein könnte. Doch sei er von einer solchen Betrachtung bald abgekommen und habe seine Versetzung als das angesehen, was sie gewesen sei, ein Zufall wie es im Krieg tausende gibt. Überhaupt habe er nie mehr persönliche Beziehungen zu seinen Ideen gehabt als jeder gute Deutsche, dem der Sieg, für den er kämpfte, am Herzen lag. In aller Freimütigkeit habe er im Kameradenkreise seine Ansicht von der Hilfe aus dem Osten geäußert und er sei zustimmender und ablehnender Kritik begegnet. Niemals habe er für sich persönlich etwas anderes oder mehr, erwartet, als was jeder Deutsche erwarten konnte. Im übrigen ziehe er nebenbei gesagt, unter allen Umständen die Stellung eines praktischen Arztes in seiner Freiheit der Stellung eines Politikers vor, alles in allem müßige Überlegungen, mit denen er sich nie beschäftigt habe. Natürlich habe ihm seine Überzeugung, daß der bisherige Verlauf des Krieges, so schwere Opfer er auch gefordert habe, nur ein Vorspiel zu dem eigentlichen Kampf der jetzt noch getarnten Gegner und Freunde sei und daß am Endsieg nicht zu zweifeln sei, den Zusammenbruch der militärischen und politischen Macht leichter erleben lassen, da sein Blick eben weiter und in eine siegreiche Zukunft ging. Er sei in Dänemark in englische Gefangenschaft geraten und dann nach Deutschland gekommen um seit Juli 1945 in einem Gefangenenlazarett als Arzt tätig zu sein. Sein Glaube an seine Konzeption sei unerschütterlich gewesen. Alle politischen Ereignisse paßten entweder in sein System hinein oder wenn sie es nicht taten, erschienen sie ihm als raffinierte Tarnungen um die wahren Sachverhalte zu verschleiern. So habe er in der Meldung von der Hochzeit Hitlers mit Eva Braun nur die Tatsache des endlich vollzogenen Bündnisabschlusses mit England erblicken können, wobei Braun eben Churchill bedeutet habe und dieser Name gleichzeitig wieder einen Hinweis auf den besten Landsoldaten abgegeben habe, über den England verfügte. Als nicht mehr gezweifelt werden konnte, daß Hitler verschwunden sei, glaubte er ihn in Ottawa bei Vorbereitungen Kanadas gegen Amerika. Dort, so habe er gemeint, sei auch der Schauplatz des Nürnberger Prozesses, den er ebenfalls für eine großangelegte Tarnung hielt. Alles schien seinen richtigen Lauf genommen zu haben, die Russen seien bis nach Berlin gelockt worden und das weite Gebiet einer etwaigen Schlammschlacht habe sich in ihrem Rücken befunden, so daß Tschiankaïschek endlich seinen Einmarsch nach Sibirien antreten konnte. Andererseits hatte sich Amerika durch den europäischen Krieg so vieler Truppen begeben, daß England daran denken konnte im Verein mit den südamerikanischen Staaten von Kanada aus die Rückeroberung Nordamerikas zu betreiben. Dazu sollte das nationalsozialistische Führerkorps, das in Kanada Gastfreundschaft genoß, helfen.

Er habe sich noch im Lazarett in Hameln befunden, als er im Oktober 1945 begonnen habe seine Niederlassung als Arzt in die Wege zu leiten. An Weihnachten sei er endgültig aus dem Lazarettdienst und damit auch aus englischer Kriegsgefangenschaft entlassen worden. Er habe sich entschlossen gehabt, in dem erhaltenen Hause seiner Schwiegereltern in H. seine Praxis einzurichten. Nachdem er 3 Monate mit der Herbeischaffung der notwendigen Ausrüstung zugebracht

habe, konnte er im März 1946 die Praxis eröffnen. Den Haushalt habe ihm abwechselnd seine Frau oder seine Schwiegermutter besorgt, die sonst zusammen mit dem Kind auf dem Lande lebten.

Zufällig war es gerade sein erster Patient, ein Kind mit 3 Monaten, dessentwegen für ihn in der Folge so große Unannehmlichkeiten entstehen sollten. Wir können uns auch hier auf die Schilderungen des Dr. P. verlassen:

Er habe in einer Familie W. eine Impfung durchgeführt und durch die Tochter K. lernte er ihren Dienstherrn, den Büroinhaber C. kennen. Dieser lebte mit einer Frau T. zusammen, bei der es sich um eine etwas gewöhnliche, ziemlich hübsche und auf sex appeal eingestellte Frau handele. Ihr Ehemann befinde sich in englischer Gefangenschaft und sie lebe mit C. in so enger Gemeinschaft, daß er sie überhaupt für seine Frau gehalten habe und erst bei der Aufnahme der Personalien des Kindes sei er darauf gekommen, daß keine gesetzliche eheliche Gemeinschaft vorliege. Dieses Kind, Karl-Friedrich T. sei vor 3 Monaten als eine Frühgeburt im 8. Monat geboren worden und Mitte März habe er mit seiner Behandlung begonnen. Er habe eine hochgradige Dystrophie festgestellt: die Bauchhautfalte sei verzögert verstrichen, Blässe der Haut, fehlendes Fettpolster, müder Gesichtsausdruck, Craniotabes seien vorhanden gewesen. Gleich anläßlich seines ersten Besuches sei er von den Eltern nach der Untersuchung mit Bohnenkaffee bewirtet worden und im Verlaufe des Gespräches habe er die politischen Äußerungen gemacht, derentwegen ihn C. dann später anzeigte. Als er sich damals im besten Einvernehmen von ihm verabschieden wollte, habe dieser ihn gebeten, die von einem Polen stammende Schwangerschaft ihrer Säuglingsschwester L. zu beseitigen. Er habe das Ansuchen mit dem Hinweis abgelehnt, daß er Christ aber kein Mörder sei. Seine im folgenden sich entwickelnde Fürsorge für das Kind sei so zu erklären, daß er sich einmal für einen gewissenhaften Arzt halte und in jenem Fall habe er sich für das Kind voll verantwortlich gefühlt, dann sei er ein junger Arzt in einer neuen Praxis und auch deshalb von besonderer Sorgfalt gewesen und Routine habe er durch erhöhte Umsichtigkeit zu ersetzen gehabt. Frau T. habe sich ohne ersichtlichen Grund in der Frauenklinik abstillen lassen und so dem durch seine Frühgeburt ohnedies gefährdeten Kind die in der heutigen Zeit besonders kostbare Milch entzogen. Sie kümmerte sich auch weiterhin zu wenig um den Säugling. Obwohl ihre Anwesenheit im Geschäft des C. keineswegs nötig gewesen sei (Ansicht der Zeugin W.), habe sie die dortige Arbeit der Pflege des Kindes vorgezogen, diese vielmehr der L. übertragen, um so die Verantwortung für den schlimmen Zustand des Kindes von sich abwälzen zu können. Als er die Untauglichkeit dieser L. erkannt habe (sie wurde von einer Zeugin beobachtet, wie sie den intertriginösen Säugling in eine uringetränkte Windel wickelte, obwohl sie eine frische dabei hatte, ein anderes Mal habe sie ihn 2 Stunden allein in der Wohnung gelassen, trotz seiner wiederholten Ermahnungen das Kind ins Freie zu fahren, habe sie es aus Faulheit unterlassen) — habe er sofort zum Schwesternwechsel geraten. Frauenmilch sei dem Kind schon vorher durch einen Frauenarzt verordnet worden und er habe gleich die Muttermilchquellen erschlossen, die ihm von der Ärztekammer angegeben wurden. Es sei indessen weder aus der Landesfrauenklinik noch aus einem Heim solche abgeholt worden. Eine weitere Quelle, die er angegeben habe, sei anfangs ebenfalls von Frau T. übersehen worden, lediglich eine andere, von der Mutter des C. erschlossen, sei vorübergehend in Anspruch genommen worden, bis Frau T. angeblich die Nahrungsforderungen der Amme nicht mehr erfüllen konnte. Da er in seiner Praxis noch keine Höhen-sonne hatte, habe er dafür gesorgt, daß eine Bekannte seiner Frau die ihrige zur Verfügung stellte. Eine Wiegetabelle sei trotz seiner Verordnung und obwohl er für eine Waage sorgte, nicht angelegt worden und von der L. seien immer

Gewichtszunahmen behauptet worden, die in starkem Widerspruch zu dem Aussehen des Kindes standen. Als sich Frau T. weigerte das Kind in eine sachgemäße Pflege zu geben und eine andere, zuverlässige Säuglingsschwester zu nehmen, habe er schließlich am 17. 4. die Einweisung in die Kinderklinik vorgeschlagen. Mit gespielter Rührung habe Frau T. geantwortet, daß dies das letzte sei, wozu sie sich entschließen könne. Jetzt sei ihm klar geworden, daß seine Ratschläge nicht aus Dummheit sondern aus Absicht unausgeführt blieben und daß es sich um eine bewußte Vernachlässigung handle. Der Säugling sei ein doppeltes Hindernis gewesen. Wenn Frau T. zu ihrem Mann, der in der Gefangenschaft nicht in die vorgeschlagene Scheidung einwilligte, zurückkehrte, so war das Kind ihrem Eheglück im Wege. Heiratete sie aber den C., so sei es schon zu alt, d. h. vor der Eheschließung geboren und so abermals im Wege. Von ihm als unerfahrenen, frisch niedergelassenen Arzt, habe man offenbar eine stillschweigende Duldung ihres verbrecherischen Vorhabens erwartet. Seine Schwiegermutter habe beim Anblick des Kindes erstmalig den Ausdruck „Engelmachen“ gebraucht. In der Zeit um den 20. 4. 46 habe er nun auf Urlaub fahren wollen und er habe das Kind nicht guten Gewissens in seinem Zustand zurücklassen können, für das er einmal die Verantwortung übernommen hatte. So habe er zunächst das Gesundheitsamt angerufen und den Bescheid erhalten, daß noch keine Hausfürsorge eingerichtet sei. Statt sich nun, wie er es heute für richtiger halte, an die Ärztekammer zu wenden, habe er, da ihm keine andere Möglichkeit mehr geblieben sei, der Kriminalpolizei telefonisch Meldung gemacht. Das seien die „nicht erklärlichen Gründe“ gewesen, wie es in der Anzeige geheißen habe, die unmittelbar nach seiner Anzeige durch C. an die Ärztekammer erfolgte. Daß er seine ärztliche Schweigepflicht verletzt habe sei eine völlig unbeweisbare Behauptung, die er in aller Schärfe zurückweisen müsse. Weder der Familie W. noch der L. gegenüber habe er sich über die Verhältnisse T.—C. ausgelassen, denen er übrigens nichts hätte erzählen können, was sie nicht besser wußten als er. Was das Attest einer Kinderärztin V. angehe, nach der das Kind am 20. 4. in einem zufriedenstellenden und gut gepflegten Zustand war, so sei er darüber zunächst überrascht gewesen. Es könne vielleicht sein, daß sie bei der damaligen Untersuchung nicht ganz frei von einer affektiven Stellungnahme gewesen sei, in der sie als Frau der Frau helfen wollte. Übrigens habe er den Eindruck, als ob sie ihr damaliges Gutachten heute lieber ungeschrieben haben wollte. Sie begegne ihm jedenfalls seit neuem mit bemerkenswerter Freundlichkeit und überweise ihm in zunehmendem Maße Patienten. Zu seiner grenzenlosen Überraschung sei dann im Juni seine Einweisung in die Heil- und Pflegeanstalt G. erfolgt. Jetzt erst habe er eingesehen, in welcher kritischen Lage er sich durch seine Äußerungen gebracht habe, durch die er anscheinend entweder mit der Polizei wegen des politischen Inhaltes oder mit dem Psychiater wegen der Eigenartigkeit seiner Anschauungen zu tun haben mußte. Er habe indessen G. mit dem sicheren Bewußtsein verlassen, daß die dortige Begutachtung zu seinen Gunsten ausgefallen sei, jedenfalls habe er eine Bemerkung des Gutachters so aufgefaßt, daß seiner weiteren Praxisausübung nichts im Wege stehe. Und so habe er sich auch weiter durch nichts anfechten lassen und sei fortgefahren in seiner Praxis zu wirken, nicht ohne Erfolg, wie er annehmen dürfe.

Seine politischen Ansichten dagegen, deren Äußerung ihm die ganzen folgenreichen Verwicklungen erst eingebracht hatten, hatten in den Monaten nach seiner Rückkehr aus G. eine entscheidende Änderung erfahren, eine Änderung, wie sie ein Paranoiker nicht erleben könne. Er sei zu der Einsicht gekommen, daß er sich in der Frage der Ostasienpolitik gründlich geirrt habe. China sei nicht mit Japan gegangen und Hitler habe Berlin umsonst geopfert in der Annahme, daß dies den Aufmarsch Chinas zur Folge haben werde. Wie schon so oft, sei das rätselhafte China das Zünglein an der Waage gewesen und habe sich

gegen Deutschland und England entschieden. Absolut beweisend für seinen Irrtum sei ihm ein Bild in einer illustrierten Zeitung geworden, auf dem er Tschiankaischek auf dem Weg zum Grab Sun Yatsens erkannte. Wenn Tschiankaischek diesem, der die Ming-Dynastie 1921 gestürzt hatte, seine Verehrung erwies, so war es ganz klar, daß er von der japanfreundlichen Politik abrückte, denn Sun Yatsen hatte ja mit dem Sturz jenes Herrscherhauses auch die Abkehr von Japan bekundet. So sehe er heute ein, daß diese ganze Politik gescheitert sei, wenn freilich mit aller Sicherheit auch heute kein Europäer wissen könne, was im Fernen Osten wirklich gespielt werde. Churchill sei vielleicht wegen des Scheiterns dieser Politik abgesetzt worden und Hitler habe sie mit seinem Leben und dem Ruin Deutschlands bezahlt. Als in Nürnberg das Urteil gesprochen wurde, habe er auch in dieser Angelegenheit seinen Irrtum erkannt und den ganzen Prozeß, den er noch in G. für eine Farce hielt, für einen Film, der in Ottawa gedreht, die ganze Welt täuschen sollte, für ernsteste Wirklichkeit halten müssen. So sehe er die heutige Lage so, wie sie zu sehen sei: ernst, auf Jahre hinaus ohne Hoffnung, Rußland und Amerika triumphierend. Freilich sei seine Meinung, die er sich mit so überzeugenden Dokumenten gebildet habe, nicht abgeschlossen. Auch heute stelle er sich die politischen Konstellationen noch anders vor als der überwiegende Teil des deutschen Volkes. Wie es in Wirklichkeit in der hohen Politik aussehe, wüßten nur einzelne und man bleibe stets auf Vermutungen beschränkt, die natürlich persönlich sein könnten. Er sehe jedenfalls ein, daß er aus Gründen der Vernunft seine Meinung der der Allgemeinheit angleichen müsse. Er erkenne, welcher Gefährdung er seine bürgerliche Existenz aussetze, er habe Rücksicht auf seine Familie zu nehmen und habe deswegen seine Ansichten wenigstens nach außen hin korrigiert, zum mindesten so weit, daß sie nicht mehr politisch anstößig erscheinen können. Wieder einmal ergaben sich so für sein eigenes Schicksal erhebliche Konflikte, denn seine vormalige politische Konzeption habe ihm doch ein gewisses Glücksgefühl vermittelt, auf das er jetzt zu verzichten habe. Denn alle Konfliktstoffe waren auf einmal beseitigt gewesen, wenn wie er es sich vorgestellt habe, der Ural die Grenze zwischen Deutschland und dem Osten geworden wäre und Amerika in den Schoß des englischen Mutterlandes zurückgekehrt wäre. Gleichzeitig wäre die Spaltung innerhalb der römischen Kirche dadurch beseitigt worden, daß das Schisma des Katholizismus im Osten beseitigt worden wäre, ebenso die puritanische Kirche in Nordamerika und nur das Luthertum in Deutschland hätte als „treue Tochter“ neben der Mutterkirche in Rom weiter bestehen dürfen. So wäre ein Weltfriede in jeder Form gewährleistet gewesen und niemand könne bezweifeln, daß dies ein erhebender Gedanke gewesen sei. Er habe in seiner gegenwärtigen und zukünftigen Situation Konflikte äußerer Art zu vermeiden und zu beseitigen und so sei es für ihn ein Gebot der Vernunft sich umzustellen, zumal da er verheiratet und in jeder Beziehung abhängig sei. Im übrigen sei er Arzt mit Leib und Seele aber kein Politiker und an der Verwirklichung seiner Ideen nicht mehr als je der deutsche Patriot beteiligt. Doch könne er diese Umstellung seiner äußeren Haltung nicht als Dissimulation anerkennen, denn er vermöge seine Gedanken auch nicht als einen Wahn betrachten, sondern als eine politische Idee, als Ergebnis langer Beobachtungen und eingehender Beschäftigung mit den entsprechenden Problemen, als eine Realisierung gefühlsstarker Vorstellungen. Im übrigen könne und werde er in Zukunft seine Ansichten für sich behalten und er wisse sich in einer, lange Jahre gelernten soldatischen Unterordnung zu fügen. Niemand dürfe indessen von ihm eine charakterlose Ablehnung dessen erwarten, was er einmal als wertvoll und bedeutend erkannt habe. Hitler könne er auch heute für den Verbrecher nicht halten, als der er hingestellt werde und nicht er sei an dem unglücklichen Ausgang des Krieges schuld, sondern Tschiangkaischek und vielleicht Churchill. Aber er kenne die Gefährlichkeit seiner Ansichten,

er werde nirgends mehr Anstoß damit erregen und sich bemühen fern aller Politik in seinem Arztamt aufzugehen.

Während der ganzen Beobachtungszeit in der Klinik ist sich Dr. P. in seinem äußeren Verhalten völlig gleich geblieben. Er befließt sich einer zuvorkommenden Höflichkeit, die manchmal fast übertrieben erscheint. In jeder Beziehung zeigt sich ein peinlich korrektes Benehmen. Seine Formen sind immer commentmäßig oder sie lassen die Gepflogenheiten des Offizierskasinos erkennen und in beiden Vereinigungen, in der studentischen Verbindung und im Kasino scheint er wesentliche Beeinflussungen erfahren zu haben. Er benutzt den Aufenthalt in seiner früheren Universitätsstadt, um in der Gesellschaft seiner Frau, der er mit einer herzlichen und doch auch hier wieder korrekten Art entgegenkommt, alten Erinnerungen nachzugehen. Er erzählt begeistert von einem Besuch in der Residenz, wo er wieder mit „seinem“ Tiepolo zusammengekommen wäre und er nennt dabei auch noch sämtliche Vornamen des Meisters, eine besondere Vorliebe bei ihm, Eigennamen besonders exakt auszusprechen, wie er sich auch bei fremdsprachigen Zitaten, die er gern benutzt, einwandfreier Aussprache bedient. Seinem Zimmergenossen erschien er zunächst durch seine Neigung, sich über ein Thema in unerwartet lebhafter, ausführlicher und affektbetonter Weise auszulassen, auffällig und übertrieben, aber er erwies sich dann wieder als ungewöhnlich rücksichtsvoll, indem er sich etwa später vielen Redens deswegen enthielt, weil er annahm, daß seine Unterhaltungen ihn (den anderen Kranken), zu sehr beanspruchen könnten. Er nennt sich selbst hypomanisch und sagt dies in einem Ton, der besagen will, daß er die Schwächen und Stärken dieser, seiner Konstitution wohl erkennt, sich aber letzten Endes durchaus wohl dabei fühlt. Bei den Explorationen ist Dr. P. zunächst vorsichtig, am Anfang zurückhaltend, fast mißtrauisch und er wählt voll Bedacht seine Worte. Er bemüht sich exakte Auskünfte zu geben und holt weit aus, wenn es nötig erscheint etwas zu erklären. Läßt man seinen Ausführungen freien Lauf, so kommt es leicht vor, daß er seine Erklärungen zu weit ausspinnt. Dann kann der Tonfall belehrend werden, freilich mit einer durchaus höflichen Zurückhaltung. Er kommt dann leicht auf Gemeinplätze zu sprechen und verbreitet sich in einem Eifer über Dinge, der in keinem rechten Verhältnis zu der Veranlassung steht. Seine knappen Handbewegungen, deren er sich zur besseren Abgrenzung und Verdeutlichung seiner Behauptungen gern bedient werden entschiedener, wenn das Gespräch auf seine politischen Ideen kommt. Der Tonfall wird wechselnd. Meist ist es eine ruhige Überzeugung, in der er von seinen Ansichten spricht, eine kaum erschütterliche Überzeugung. Man glaubt ihn manchmal innerlich fast mit einem leichten Mitleid lächeln zu sehen über die mangelnde Kombinationsfähigkeit bei seinem Gesprächspartner und bisweilen ist er richtig verwundert, daß man über etwas zweifeln kann, was für ihn so klar und offensichtlich ist, daß ihm selbst auch nicht der Gedanke eines Zweifels kommt. Mit erstaunlicher Geläufigkeit bewegt er sich in den Namen englischer und chinesischer Staatsmänner, weist auf Seitenzahl und Nummer alter Zeitschriften hin, die ihm einmal in die Hand kamen und aus denen er bedeutende Erkenntnisse schöpfte und schließlich zitiert er genau im Wortlaut halbe Spalten aus Zeitungsaufsätzen oder Reden, die ihm einmal Evangelium wurden. Immer gebraucht er das fast stereotype „das fiel mir auf“, um irgendein Erlebnis zu berichten, dessen wahren Sinn er dann erläutert. Hat er einmal begonnen, sich über seine Anschauungen zu verbreiten, dann wird ein „Verbreiten“ im echten Sinne des Wortes daraus. Der Ablauf der Gedanken ist dann in eine Bahn geleitet, aus der es keinen Ausweg mehr gibt, in die vielmehr alle Überlegungen einmünden. Mit allem Ernst wehrt er sich gegen den Vorwurf, ein politisches Wahngelände aufgerichtet zu haben, versucht immer wieder von der Stichhaltigkeit seiner Kombinationen zu überzeugen und es fällt ihm manchmal dabei schwer, seiner Erregung

Herr zu bleiben. In den letzten Tagen seines Aufenthaltes ist es offenbar das dringende Bedürfnis, sich von dem Verdacht einer Paranoia zu befreien, das ihn bei jeder Begegnung zu neuen Erklärungen ansetzen läßt, die er täglich neu zu finden weiß. Da ist es ein Film, den er am Vortag sah und in den er alle Ärzte der Klinik einladen möchte, um sie die geheime Absicht, die darin nach seiner Meinung ausgedrückt wird, erkennen zu lassen, dann wieder ist es ein kaum beachteter Zeitungsartikel, aus dem er eine Bestätigung seiner Ansicht herauszulesen versteht.

Im ganzen genommen verhält er sich aber während seines Klinikaufenthaltes durchaus geordnet und unauffällig und fügt sich in die Gewohnheiten des Hauses. Wenn man auch jederzeit deutlich merkt, daß ihn die Dinge auf das lebhafteste interessieren, so weiß er doch mit seinem Tag gut etwas anzufangen und ist den Ärzten gegenüber in keiner Weise zudringlich oder anspruchsvoll. Er spricht sich eigentlich sehr gut und offen aus, so daß unsere obige Darstellung, die im wesentlichen seinen Ausführungen folgt, gleichzeitig eine gute Darstellung des objektiven Sachverhalts ist und mit den Akten, was den sachlichen Ablauf der Ereignisse angeht, in keinem Widerspruch steht.

Anhaltspunkte für akute psychotische Entwicklungen seines seelischen Zustandes, die aus seiner Situation nicht zu verstehen gewesen wären, Anhaltspunkte z. B. für halluzinatorische Erlebnisse hat die Untersuchung nicht ergeben.

Körperlich handelt es sich bei Dr. P. um einen 36jährigen Mann in gutem Ernährungs- und Kräftezustand. Er wiegt bei einer Größe von 167 cm 77 kg und zeigt einen kräftigen Körperbau, an dem sich athletische und pyknische Züge finden. Die Haut und die sichtbaren Schleimhäute sind gut durchblutet. An den inneren Organen ist kein krankhafter Befund zu erheben, speziell Herz und Lunge sind perkutorisch und auskultatorisch o. B. RR.: 120/85. Neurologisch bestehen ebenfalls normale Verhältnisse. Die Hirnnerven sind intakt. Tonus, Trophik und Motilität der oberen und unteren Extremitäten normal. Die Haut- und Sehnenreflexe sind seitengleich auslösbar, keine pathologischen Reflexe, keine Pyramidenzeichen. Die Oberflächen- und Tiefensensibilität ist intakt. Keine Kleinhirnsymptome.

Auf Grund unseres Gutachtens wurde Dr. P. die Ausübung seiner ärztlichen Tätigkeit wieder gestattet. Wir schlugen vor, innerhalb der nächsten 2 Jahre psychiatrische Nachuntersuchungen zu machen, um den weiteren Verlauf im Auge zu behalten. Diese Untersuchungen wurden im Juli 1947 und im Januar 1948 in der Heil- und Pflegeanstalt K. durchgeführt. Bei ihnen war zu erkennen, daß Dr. P. an seinen wahnhaften Vorstellungen im wesentlichen festhält. „Geringfügige Korrekturen beziehen sich auf mehr oder weniger belanglose Einzelheiten“. Er betont jedoch, daß seine Ansichten über die politischen Zusammenhänge rein persönlicher Art seien, die er niemand aufdrängen wolle und von denen er im allgemeinen überhaupt nicht spreche. Es war nicht möglich, ihn zu Äußerungen über die jetzige und zukünftige weltpolitische Lage zu veranlassen. Bei der letzten Begutachtung lehnte er es sogar sofort energisch ab, auf seine früheren Gedankengänge zurückzukommen und meinte „die Zeit werde ja mehr und mehr beweisen, wie weit er Recht gehabt habe oder nicht“. Im übrigen weist er immer wieder darauf hin, daß er ganz in seiner immer größer werdenden Praxis aufgehe und weder Zeit noch Interesse für Dinge außerhalb

seines Berufes habe. „Auf alle Fälle wisse er, welche Gedanken und Vorstellungen für ihn ein bedenkliches Gebiet seien und er wisse dieses Gebiet zu meiden. Keinesfalls werde er seine Existenz aus solchen Gründen aufs Spiel setzen.“

In einem Brief vom Januar 1948 machte uns Dr. P. von den durchgeführten Nachbegutachtungen Mitteilung. Er weist auf seine enorme berufliche Überbelastung hin. In einem Arbeitstag, in dem zum Zeitunglesen und Rundfunkhören die Minuten fehlten, sei „kein Raum mehr für politische Überlegungen, geschweige politische Äußerungen. Wer versucht, mich in ein nicht-ärztliches Gespräch zu verwickeln, stiehlt mir kostbare Arbeitszeit“. Er berichtet indessen weiter, daß er mit sehr vielen Menschen der Londoner Konferenz von Anbeginn an ein ergebnisloses Ende vorhergesagt habe und deshalb nicht enttäuscht gewesen sei. Und in dem Jargon, dem man bei seinen mündlichen Äußerungen über seine Ideen immer begegnete, fährt er fort: „Mit dem scharfen antibolschewistischen Ton seiner Weihnachtsbotschaft 1947 hat der Heilige Vater wohl allen Rußlandfahrern aus dem Herzen gesprochen“. Aber er scheint diese Bekundung seines politischen Erlebens gleich wieder zu bereuen und erklärt abschließend rigoros, daß er seine politische Konzeption vom Juli 1946 (also die, die er bei der Begutachtung in G. äußerte, nicht die in W.), für einen groben Irrtum halte, den er sehr bereue.

Rückblickend ist dahingehend zusammenzufassen: Bei einem Mann, dessen Leben vordem frei von einer psychischen Störung verlaufen ist, entsteht in einer Situation mit einer besonderen affektiven Spannung plötzlich ein Wahnsystem. Es ist rein politischer Natur und bewegt sich in der Welt ähnlicher Gedanken, die schon den Knaben beschäftigten. In der Jugend hatte sich an einer historischen Bildungsstätte ein besonderes Interesse für Geschichte entwickelt, und schon der Schüler beschäftigte sich mit Vorliebe gerade mit der Geschichte Rußlands und des Fernen Ostens, um so mehr als China und Japan im Unterricht vernachlässigt erschienen und er den Eindruck hatte, daß ihm dabei etwas vorenthalten bliebe. Andererseits ist es die Entwicklung des englischen Weltreiches, die ihn besonders fesselt, wobei sich Beziehungen zu einer im Indien lebenden Tante, die ihn auch in anderen Dingen förderte und beeinflusste, nachweisen lassen. Intellektuell besonders befähigt, verfügt er also damals schon über ein besonderes Interesse für historische und politische Zusammenhänge und bei seinem sehr guten Gedächtnis stehen ihm bei der Entwicklung seiner späteren wahnhaften Gedanken die Erinnerungen aus der Schulzeit noch lebendig zur Verfügung. Sie scheinen nie in Vergessenheit geraten zu sein, wie auch das politische Interesse nie an Nachhaltigkeit eingeübt hat. Obwohl in jüdischen Kreisen verkehrend und sich selbst

für einen Halbjuden haltend trat Dr. P. schon mit 19 Jahren in den politischen Bund des „Stahlhelm“ ein, nicht aus irgendeinem äußeren Grund, sondern deswegen, weil er sich mit der damaligen Außen- und Innenpolitik auseinandergesetzt hatte und insbesondere mit der Arbeitslosigkeit unzufrieden war. Die politische Richtung, die im Elternhaus herrschte, wohl deutschnational-konservativ, die auch in der Schule weitergepflegt wurde, ist so stark in ihm, daß er es als Beschimpfung empfindet, wie er als Student beschuldigt wird, sich einmal demokratisch betätigt zu haben und mit einer Säbelpartie darauf antwortet. So braucht er mit keiner politischen Einstellung zu brechen, als er, der im Glauben aufwuchs, Halbjude zu sein, seine arische Abstammung erfährt und es fällt ihm nicht schwer, in den damals herrschenden nationalsozialistischen Gedankengängen aufzugehen, wenn ihm auch die Überführung vom Stahlhelm in die SA sehr mißfällt. Auch der militärische Ehrgeiz, den man später bei ihm antrifft, scheint seine Quelle einmal in dieser politischen Einstellung gehabt zu haben, die ihn mit Leib und Seele Soldat sein läßt, zum andern war damit sicher ein Streben nach gesellschaftlicher Anerkennung verbunden, das schon aus Gründen des Ressentiments bei seinen fragwürdigen familiären Verhältnissen leicht verständlich ist. Natürlich mußte ihn die Zurücksetzung, die er in dieser Beziehung erlebte, auf das tiefste kränken und erbittern.

Damals sei er „hartnäckig“ geworden und er habe sich gefragt, warum das so sein müsse, daß er und die vielen Halbarier so gequält werden. Hier, wie bei anderen Gelegenheiten stößt man bei Dr. P. auf eine Eigenschaft seiner charakterlichen Struktur, die hervorgehoben werden muß, da sie geeignet erscheint, einen Hinweis darauf zu geben, warum eine Ichzentrierung und sogar eine wesentliche Ichbeteiligung in seinem Wahnsystem fehlt. Es ist die Neigung, die eigene Person weitgehend zurücktreten zu lassen und Ideen und Vorstellungen nachzugehen, an denen er persönlich gar nicht beteiligt ist. Man begegnet dieser Einstellung immer wieder: Nicht, was viel naheliegender wäre, die preußische oder deutsche Geschichte beschäftigt den Jungen, sondern diejenige Chinas und Japans und das Wachstum Englands. Als er seine arische Abstammung erfährt, ist das erste woran er denkt, nicht der ungeheure Vorteil, der ihm bei der damaligen Lage aus dieser Tatsache erwachsen mußte, sondern unter Hintansetzung aller persönlichen Belange, ist der erste Entschluß der, in Rücksicht auf seine Mutter „alles beim Alten zu lassen“ und auszuwandern. Unzufriedenheit und Unwille über die Arbeitslosigkeit ist es, die ihn, den Akademiker und zukünftigen Arzt, der doch sicher nicht mit ihr zu rechnen haben wird, in einen politischen Bund eintreten läßt. Und als er später nach dem Sinn der Unterdrückung der Nichtarier fragt, gehört er ja gar

nicht mehr zu ihnen. Zu der Zeit, als er sich so sehr mit diesem Problem beschäftigt, daß ihm ein innerer Konflikt entsteht, ist seine arische Abstammung ja längst erwiesen und durch seinen, schon Jahre vorher erfolgten Eintritt in die Partei verbrieft und besiegelt worden. Nur der besonderen Art seiner Familienverhältnisse hat er die Schwierigkeiten in seiner militärischen Laufbahn zu verdanken. Aber er spricht es selbst aus, daß auch hier in einem Konflikt zwischen persönlichem Erleiden und „dem Blick auf das Ganze“ der letztere in ihm gesiegt habe.

Die fehlende Verflechtung seiner eigenen Person mit dem Wahn ist offensichtlich. Schon den Dingen, die ihm die ganzen Jahre vorher „aufgefallen“ waren, fehlt jede Beziehung zu seiner Person. Es handelt sich um Beobachtungen, auf die er sich nichts zugute hält und die seiner Meinung nach jeder andere Mensch auch machen konnte. Als ihm beim Anhören jener bedeutungsvollen Rundfunksendung auf einmal alles klar wird, hat die gewonnene Erkenntnis für ihn persönlich nicht mehr Bedeutung als für jeden anderen Soldaten oder Deutschen auch. Ein einziges Mal bringt er sich in einen gewissen Zusammenhang und glaubt eine besondere Rolle zu spielen, als er nämlich überraschenderweise als junger Truppenarzt von der gefährdeten Frontstelle, an der er sich befindet, in eine rückwärtige und sichere Dienststelle versetzt wird. Da meint er, daß man vielleicht auf dem Wege der Briefzensur auf seine Gedanken aufmerksam geworden sei und ihn in Sicherheit bringen wolle. Aber er bleibt nur eine flüchtige Überlegung ohne Ernst und Nachhaltigkeit, er läßt gleichsam diese einzigartige und beinahe zwingende Chance einer Verknüpfung seiner Person mit dem konzipierten Geschehen verstreichen und betrachtet seine Versetzung als eine seiner vielen, die der Zufall des Krieges bestimmt. In G. habe man eine Äußerung von ihm unrichtig ausgelegt, als man aus ihr auf eine persönliche Beziehung zu seinen Ansichten schloß. Er habe unmittelbar vor der Vorlesung, in der er demonstriert werden sollte, darauf aufmerksam gemacht, daß er dadurch unter den Studenten, die zum großen Teil aus der Stadt, in der er seine Praxis habe, seien, in unvorteilhafter Weise bekannt werden könne und daß dies bei seiner Berufsstellung nicht angebracht sei. Nur das habe er gemeint, nicht aber daß man Rücksicht auf seine zukünftige politische Stellung oder dergleichen nehmen müsse.

Ganz im Gegensatz zu den Erfindern, Entdeckern, Menschheitsbeglückern und Propheten unternimmt er nichts, um seine Ansicht gemäß ihrer Wichtigkeit zu verbreiten. Erst nach 14 Tagen spricht er im Rahmen einer Unterhaltung beiläufig einmal davon und erst als er in einem Wechsel des amerikanischen Außenministers ein neues, besonders eindringliches Argument für seine Meinung sieht, schreibt

er zum ersten Male davon nach Hause. Nur bei gelegentlichen politischen Gesprächen unter Kameraden im Feld oder in der Gefangenschaft entwickelt er seine Überzeugungen und begegnete zustimmender oder ablehnender Kritik. Immer nur bei zufälligen Gelegenheiten, wenn man gerade über solche Dinge sprach, so versichert seine Frau, habe er sich hie und da im Bekanntenkreise darüber geäußert, niemals in einer Art als ob er Propaganda dafür machen wollte. Niemals habe er irgendwie besonders kämpferisch seine Meinung vertreten oder Anhänger dafür zu gewinnen versucht. Es ist schließlich eine, nach seiner Meinung zwar bedeutende aber doch harmlose und jedem aufmerksamen Beobachter doch naheliegende Erkenntnis von politischen Zusammenhängen, die er in einer „Kaffeelaune“ in besonders aufgeräumter Stimmung dem C., in dem er einen Kriegskameraden sieht, mitteilt. Und Dr. P. hat wohl sicher recht, wenn er annimmt, daß erst sein Vorgehen gegen C., dessen Anzeige wegen seiner politischen Äußerungen gewissermaßen als Vergeltung zur Folge hatte.

So wie jede primäre kämpferische Haltung und jedes Streben nach Ausbreitung des Wahns vermißt wird, nimmt Dr. P. auch keinen Anstand in aller Form, wenigstens nach außen hin von seiner Meinung abzurücken, als ihm dies aus praktischen Erwägungen heraus notwendig erscheint. Er betont dabei ausdrücklich, daß es für ihn ein Gebot der Vernunft sei, sich nach außen umzustellen, weil er, abhängig wie er sei, seine und seiner Familie Existenz nicht aufs Spiel setzen könne. Diese Umstellung oder vielmehr dieses Fürsichbehalten seiner Meinung gelinge ihm um so leichter, als er mit Leib und Seele Arzt sei und ihm alle politischen Ambitionen fern lägen. Im übrigen wisse er sich in einer gewohnten soldatischen Unterordnung zu fügen. Freilich könne man von ihm nicht erwarten, daß er auch im Innern Abstand nehme von einer Überzeugung, die er einmal als richtig erkannt habe.

Das energische und lebhafte Eintreten für seine Konzeptionen, das Dr. P. während der Beobachtung in der Klinik zeigt, bedeutet hierzu keinen Widerspruch. Er befindet sich ja jetzt in einer Verteidigungsstellung und er kämpft auch jetzt nicht um seinen Wahn, sondern um seine gefährdete äußere Existenz. Diese jetzt eingetretene Verknüpfung zwischen seiner wahnhaften Idee und seiner Person bestand aber nicht von vorn herein, sondern sie ist erst ein Produkt der besonderen Entwicklung, die dazu führte, daß Dr. P. alles daran setzen muß, um sich von dem Verdacht einer Paranoia zu befreien. Zwangsläufig und in typischer Weise zeigt sich gerade in diesem Bestreben die paranoische Störung am deutlichsten, denn jetzt wurde das Ich in eine Beziehung zu dem Wahn gesetzt, die ihm vorher fehlte. Aber, wieder im Gegensatz zu den üblichen Paranoikertypen wird er kein Märtyrer seines

Glaubens und seiner Überzeugung, in der sicheren bürgerlichen Existenz sieht er vielmehr sein Ziel, das er nie aus den Augen verliert. Dabei besteht kein Zweifel, daß er trotz seines äußerlichen Abrückens bis heute innerlich an seiner Wahnidee festhält. Die Korrekturen, die er zum Beweis dafür anführt, daß keine Paranoia bei ihm vorliegen könne — er macht dabei deren Unkorrigierbarkeit geltend — werden auf Grund von Einsichten getroffen, die ihm ebenso zwingend erscheinen, wie andere, die zu seiner Idee passen. Wie sich bei der Nachbegutachtung erwies, sind diese Korrekturen ohnedies nicht von großem Belang.

Der Fall des Kindes T. steht mit den politischen Dingen in gar keinem Zusammenhang. Während sich im einen Fall die Gedanken mit dem Schicksal ganzer Völker beschäftigen, ist es im anderen das gefährdete Wohl eines Neugeborenen und die fragliche Fürsorge der Eltern, die Anlaß zu einer wahnhaften Auslegung geben. Es besteht die wahnhafte Erkenntnis und Gewißheit, daß das Kind bewußt vernachlässigt werde mit dem Zweck, es so aus der Welt zu schaffen. Der Zusammenhang, in den sich Dr. P. dabei bringt, ist nur ein peripherer, zufälliger, flüchtiger und passiver Art: man könnte von ihm, dem eben niedergelassenen Arzt auf Grund seiner Unerfahrenheit eine stillschweigende Duldung des Verbrechens erwartet haben. Aber schon bei seinem ersten Zusammentreffen mit dem Paar hat er ja in ähnlichem Zusammenhang, als ihm die Abtreibung eines anderen Kindes angeboten wurde, in unmißverständlicher Weise zum Ausdruck gebracht, daß in so einer Angelegenheit mit seiner Mithilfe nicht zu rechnen sei. So brauchte er nicht mehr anzunehmen, daß an seiner Haltung irgend ein Zweifel bestehen könnte und die Mitwirkung seiner Person in der wahnhaften Vorstellung war damit endgültig ausgeschaltet. (Bei diesem schnellen Verschwinden der Ichbeteiligung bietet sich der Vergleich zu jener vorübergehenden Einbeziehung der eigenen Person in das politische Wahnsystem an, das auch nur von ganz kurzer Dauer war.) Freilich bleibt das Kind T. in seiner Bedeutung als der allererste Patient in der ersten eigenen Praxis bestehen und in dem Erfolg in seiner Behandlung, in der Entscheidung der Frage, ob er sich als Arzt durchsetzt oder nicht, sieht er ein entscheidendes Kriterium für seine künftige Existenz. Die affektive Beteiligung ist so nach der ganzen Lage der Situation, voll von Spannung und Erwartung, ungewöhnlich stark. Aber obwohl natürlich dieser, wie jeder affektiv betonte Komplex eine nahe Beziehung zum Ich haben muß, so zeigt sich, daß dieses dennoch nicht unbedingt in den Vordergrund gerückt zu werden braucht und daß es keine unbedingte Folge ist, daß sich hieraus Eigenbeziehungen entwickeln, wie dies etwa BLEULER vertritt. Natürlich bedeutet es für Dr. P. eine „Förderung“, wenn er das Kind trotz aller Schwierig-

keiten durchbringt und eine Rettung und Erhöhung seines Selbstwertes, in gewissem Sinn wenigstens, aber solche Überlegungen, selbst wenn sie nicht bewußt wirksam wären, stehen doch in keinem Verhältnis zu seinem festen Wissen und seiner sicheren Überzeugung, daß die Beseitigung des Kindes durch die Eltern eine beschlossene Sache sei. Nur darauf kommt es an. Ein Zufall will es, daß gerade er Zeuge des Vorhabens wird und wenn er heute die Behandlung aufgeben würde, sich also jeder Beteiligung seiner Person an dem Geschehen begeben, so würde dieses in der Art, wie er es in seiner Vorstellung befürchtet, um so ungestörter seinen Lauf nehmen.

Ebensowenig wie in diesem Falle ist bei seinen politischen Ideen eine affektive Beteiligung zu verkennen, wenn sie hier auch ganz anderer Art ist. In einer aussichtslosen politischen und militärischen Situation erkennt Dr. P. plötzlich nicht nur einen Ausweg aus der kritischen Lage, sondern den tieferen Sinn des ganzen Krieges überhaupt. Aber er hat von dieser Erkenntnis nicht mehr als jeder andere gute Deutsche auch. Im Gegenteil, es erwachsen ihm sogar beträchtliche Schwierigkeiten und Nachteile daraus, er sieht seine Existenz gefährdet und hat Mühe sich in der Nervenklinik wenigstens äußerlich soweit von seiner Ansicht zu distanzieren, daß er nicht Gefahr läuft als Geisteskranker diagnostiziert zu werden. Er muß sich nach der Entwicklung der politischen Ereignisse zu gewissen Korrekturen verstehen und in durchaus realem Denken erkennt er die gegenwärtige Trostlosigkeit der politischen Lage. Die Grundzüge des Wahnes aber bleiben unerschüttert und trotz der Korrekturen darf die BUMKESche Begriffsbestimmung für ihn in Anspruch genommen werden. Man hat indessen den Eindruck, daß, ganz im Gegensatz zu dem Typ des Kampfparanoikers, die Schwierigkeiten, die sich in dem ganzen Zusammenhang mit dem Wahnerlebnis ergeben, keine Stärkung, sondern eine Schwächung der affektiven Beteiligung bewirken. Die innere Gewißheit des letztlich guten Ausganges des Krieges nützt nicht viel und bedeutet keinen Trost. Sie hat nichts Erhebendes mehr weil es sich nicht mehr um einen Glauben handelt, an dem man sich aufrichten und festhalten könnte, sondern um ein einfaches Wissen von fragwürdigem Wert, um ein Resultat nüchterner Beobachtungen, das sich durch neue ändern kann. Bei einem Glauben wäre das nicht möglich.

Der Satz, daß der Wahn eine Sache des Glaubens und nicht des Wissens sei, ist nicht in jedem Fall von gleicher Gültigkeit. Er trifft umso eher zu, als wirklich die affektive Beteiligung an dem Wahnerlebnis, die ja zu seiner Aufstellung führte, tatsächlich vorhanden ist. Sie ist auch bei Dr. P. in dem Augenblick, in dem die Wahnidee auftaucht, am stärksten. Aber je mehr er sich genötigt sieht, von einer ursprünglichen Inspiration auf eine nüchterne Beweisführung für die Logik und

Richtigkeit seiner Erkenntnis zurückzugreifen, desto mehr verblaßt bzw. verschiebt sich der Affekt.

An Hand der Mitteilung sollte aufgezeigt werden, wie es bei einer paranoischen Reaktion bzw. Entwicklung zu einer Wahnbildung kommen kann, in deren Mittelpunkt nicht das Ich steht und dem eine Ichbeziehung im engeren Sinn überhaupt fehlt. Wenn von Reaktion oder Entwicklung gesprochen wird, so ist damit gemeint, daß nichts gefunden werden konnte, was für einen schizophrenen Prozeß spräche. Es besteht auch nicht der Eindruck eines phasenhaften Verlaufes. Da wir nicht annehmen, daß sich Dr. P. schon seit 1936, als ihm die ersten Auffälligkeiten begegneten, in einer Wahnstimmung befand, es sich hierbei vielmehr um eine nachträgliche Suche und ein Anpassen der Erinnerungsbestände an die neue Erkenntnis handelt, überblicken wir nur eine kurze Zeitspanne von nicht einmal 4 Jahren, und wissen, daß diese nicht lang genug ist, um eine endgültige Aussage zu machen. Im Rahmen dessen, worauf hier hingewiesen werden sollte, bleibt die Einklassifizierung des Falles auch wenig belangvoll. Bis jetzt sehen wir im Sinne GAUPPS eine einfühlbare psychogene Erkrankung auf konstitutioneller Grundlage. Seinem lebhaften, hypomanischen Temperament, in dem sich jene Züge finden, auf die EWALD das paranoische Erleben überzeugend zurückzuführen vermag, bieten sich in einer besonderen äußeren, spannungsvollen Situation die Gedanken an, die seinem ungewöhnlichen Interesse für Politik und Geschichte, aber auch einem Eifer in seinem Beruf entstammen. Die Gründe für die besondere Eigenheit der Wahnrichtungen, ihr Mangel an Ichbezüglichkeit sind auf die besondere Struktur des Charakters zurückzuführen. Ihm fehlen alle die Züge, die den Paranoiker sonst zum Egoisten machen. Während sonst die Schwäche der altruistischen Gefühle als Merkmal des paranoischen Charakters angesehen wird (FRIEDMANN) bemerkt man hier deren besonders starke Entwicklung, die dem Ich nur eine bescheidene und unwesentliche Stellung erlaubt. Statt der Hypertrophie des Ich findet sich eher ein Mangel an Selbstbewußtsein und fern von allen übertriebenen persönlichen Erwartungen wird das Lebensziel in einer Bescheidung in einem realen Berufsleben gesehen.

Literatur.

BAEYER, W. v.: Z. Neur. 140, 398 (1932). — BERZE, J.: Die primäre Insuffizienz der psychischen Aktivität. Leipzig u. Wien 1914. — BLEULER, E.: Affektivität, Suggestibilität, Paranoia, 2. Aufl. Halle a. d. S. 1926. — BUMKE, O.: Zbl. Nervenhk. 1909, 380. — Lehrbuch der Geisteskrankheiten, 4. Aufl. München 1936. — EWALD, G.: Z. Neur. 49, 270 (1919); 131, 33 (1930). — Arch. Psychiatr. (D.) 75, 665 (1925). — FANKHAUSER, E.: Z. Neur. 132, 333 (1931). — FRIEDMANN, M.: Mschr. Psychiatr. 17, 467, 532 (1905). — GAUPP, R. u. R. WOLLENBERG: Zur Psychologie des Massenmordes, Hauptlehrer Wagner von Degerloch. — Z. Neur.

69, 182 (1921). — GRIESINGER, W.: Die Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten. Braunschweig 1876. — GRUHLE, E. W.: Psychologie der Schizophrenie. Berlin 1929. — Die Psychopathologie. Handbuch der Geisteskrankheiten, spez. Teil V. Berlin 1932. — HERZIG: Z. Psychiatr. 78, 212 (1922). — JAKOBI: Arch. Psychiatr. (D.) 83, 242 (1928). — JASPERS, K.: Allgemeine Psychopathologie, 4. Aufl. Berlin u. Heidelberg 1946. — Z. Neur. 14, 158 (1913). — JASTROWITZ: Allg. Z. Psychiatr. 51, 286 (1895). — JOLLY: Allg. Z. Psychiatr. 51, 178 (1895). — KAHN, E.: Arch. Psychiatr. (D.) 88, 435 (1929). — KANT, O.: Z. Neur. 146, 599 (1933); 150, 272 (1934). — KEHRER, F.: Paranoische Zustände, Handbuch der Geisteskrankheiten, spez. Teil II. Berlin 1928. — KOLLE, K.: Die primäre Verücktheit. Leipzig 1931. — Z. Neur. 131, 171 (1930); 136, 97 (1931). — KRAFFT-EBING, R.: Lehrbuch der Psychiatrie. Stuttgart 1883. — KRAMER, A.: Allg. Z. Psychiatr. 51, 286 (1895). — KRAEPELIN, E.: Z. Neur. 11, 617 (1912). — Psychiatrie, 8. Aufl. Leipzig 1915. — KRETSCHMER, E.: Z. Neur. 45, 272 (1919). — Der sensitive Beziehungswahn, 2. Aufl. Berlin 1927. — KUNZ, H.: Z. Neur. 135, 671 (1931). — LANGE, J.: Z. Neur. 94, 85 (1925). — Die Paranoiafrage. Leipzig u. Wien 1927. — LOEB: Psychiatr.-neur. Wschr. 1918/19, 191, 199. — MENDEL: Allg. Z. Psychiatr. 51, 178 (1893). — NEISSER: Zbl. Nervenhk. 1903, 226, 232. — SANDEBERG, R.: Allg. Z. Psychiatr. 52, 619 (1896). — SANDER: Arch. Psychiatr. (D.) 1, 387 (1868). — SCHMIDT, G.: Z. Neur. 171, 570 (1941). — Zbl. Psychiatr. 97, 113 (1940). — SCHNIZER: Z. Neur. Ref. 8, 313 (1914). — SCHÜLE: Allg. Z. Psychiatr. 50, 298 (1894). — SNELL: Allg. Z. Psychiatr. 22, 386 (1865). — SPECHT, E.: Zbl. Nervenhk. 1908, 817. — STÖCKER, W.: Z. Neur. 49, 94 (1919). — STORCH, A.: Z. Neur. 127, 799 (1930). — TILING: Zbl. Nervenhk. 1903, 561. — WERNICKE, C.: Allg. Z. Psychiatr. 51, 212 (1895). — Grundriß der Psychiatrie, 2. Aufl. Leipzig 1906. — WESTPHAL: Allg. Z. Psychiatr. 34, 252 (1878). — WIGERT, W.: Z. Neur. 40, 1 (1918).

Dr. HANS SATTES, (13a) Würzburg, Univ.-Nervenklinik.
